## Summary

A theoretical perspective is offered how to develop a discourse analytic approach for the cultural-sociological analysis of lifestyle and social structure. Therefore the french discourse theories of Michel Foucault and Michel Pêcheux are applied. The article starts with a critical inspection of Pierre Bourdieu's social theory, which contends two social spaces (space of resources and space of lifestyles). These two spaces are synthesized with the so called interdiscourse-space to a complete model of then three corresponding social spaces which are interrelated by forms of social practices. Discourse theory here is presented as an empiri- approach for the analysis of cultural knowledge formations in culture worlds. parting from a poststructuralist position the role of fundamental semantics for patterning of lifestyles and therewith for the social structure can be shown if ıcault's notion of episteme (the unconscious deeper structure of knowledge) is ıiologically reconceptualized into so called socio-episteme. A socio-episteme ides in a cultural discourse, it is the social meaning of a cultural genre which is ıerated in the discoursive cultural production. The social meaning of a genre is iculated in the form of socio-epsitemai as an ethic-aesthetical structure of feel-. This deeper structure gleams like a watermark through the cultural dis-ırse.


Angermüller, Johannes (2004): "'French Theory'. Die diskursive Artikulation institutionellen Wandels und symbolischer Produktion in einer internationalen Theoriekonjunktur." In: *Sociologia Internationalis 42(1)*: S. 71-101.

# „FRENCH THEORY"

## Die diskursive Artikulation institutionellen Wandels und symbolischer Produktion in einer internationalen Theoriekonjunktur

Von Johannes Angermüller

Der geisteswissenschaftliche Diskurs in den USA erlebt in den siebziger und achtziger Jahren einen weitgehenden Umbruch. Charakterisieren sich die „humanities" (also die Disziplinen, die den Literatur- und Kulturwissenschaften nahe stehen, nicht aber die Sozialwissenschaften) bis in die siebziger Jahre durch die Hegemonie des humanistischen Gelehrten und Lehrers, der abendländisches Kulturerbe zu bewahren und zu vermitteln sucht, so setzt sich um 1980 in der folgenreichen Konjunktur von „French Theory"[1] eine „poststrukturalistische" Hegemonie durch, die die Einführung dekonstruktiver Lektüremethoden mit sich bringt und die Theoretisierung, Internationalisierung und Interdisziplinarisierung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen bewirkt. Auch wenn die im engeren Sinne poststrukturalistische Theorietendenz der „Yale School of Deconstruction" (Paul de Man, Barbara Johnson, J. Hillis Miller, Geoffrey Hartman) nach dem Tod de Mans (1983) rasch außer Mode gerät, erweisen sich die Theorieimpulse aus Frankreich als Initialzündung für ein breites Spektrum post-humanistischer Forschung, die sich seit Ende der achtziger Jahre unter dem Etikett der „Cultural Studies" etabliert hat[2].

Dieser Beitrag wirft einen wissenssoziologischen Blick auf diese Theoriekonjunktur, die im Folgenden unter dem Stichwort des Textualismus verhandelt werden soll[3]. Unter Textualismus werden verschiedene Theo-

---

1 Mit Lotringer (2001: 125) ist zu betonten, dass es sich bei „French Theory" um einen amerikanischen Diskurs über französische Theorien, mithin um „an American creation" handelt.

2 John Guillory (1999), der die „Cultural Studies" treffend als „Low Theory" bezeichnet, unterstreicht die Bedeutung der „High Theory" de Mans & Co. für alle nachfolgenden posthumanistischen Strömungen der amerikanischen Geisteswissenschaften.

3 Ich möchte diesen Neologismus dem geläufigen Begriff des Poststrukturalismus vorziehen, der in den verschiedenen nationalen Feldern verschiedene Phänomene bezeichnet. Während er im Kontext der amerikanischen „humanities" in

rietendenzen dieser Zeit verstanden, die sich bevorzugt auf bestimmte Avantgarde-Theorien aus Frankreich beziehen[4], sich in der einen oder anderen Form mit dem zeichen- oder sprachwissenschaftlichen Modell der Saussure'schen Linguistik auseinandersetzen und das Sinn- und Subjektivitätsverständnis des Humanismus problematisieren (vergleiche dazu Mowitt 1992)[5].

Dieser Beitrag verfolgt zum einen das Ziel, ein für die heutige interdisziplinäre Theoriedebatte wichtiges theoriegeschichtliches Ereignis in seine sozioinstitutionellen Kontexte zu stellen. So kann anhand der spezifischen institutionellen Rezeptionsbedingungen der amerikanischen Geisteswissenschaften die Kontextabhängigkeit wissenschaftlichen Wissens aufgezeigt werden. So scheinen sich gerade geisteswissenschaftliche Diskurse diesseits und jenseits des Atlantiks durch fundamentale diskursive Unterschiede auszuzeichnen (zur diskursiven Signifikanz der französischen Theoretiker in Frankreich vergleiche Angermüller 2004 b). Die amerikanische Rezeption bestimmter französischer Theoretiker kann dabei exemplarisch illustrieren, inwiefern die Verbindung von Texten mit spezifischen institutionellen Orten theoretischen Texten bestimmte diskursive Signifikanzen verleiht, die sich nicht ohne weiteres in andere institutionelle Kontexte übertragen lassen.

Zum anderen sollen die methodologischen und methodischen Probleme eines diskursanalytischen Zugangs reflektiert werden, der die Frage nach der sozialen, historischen und institutionellen Verortung der Produktion wissenschaftlichen Wissens aufwirft. Es wird die These stark

der Regel die im engeren Sinn dekonstruktivistischen Ansätze der „Yale School" meint, versteht man in Mitteleuropa darunter oft eine etwas breitere Tendenz von Theorien der Postmoderne, die nicht auf den Bereich der Ästhetik beschränkt sind. Im Französischen dagegen existiert der Terminus in dieser Verwendung gar nicht. Žižek erinnert in diesem Kontext daran, dass „the very term ‚poststructuralism', although designating a strain of French theory, is an Anglo-Saxon and German invention. The term refers to the way the Anglo-Saxon world perceived and located the theories of Derrida, Foucault, Deleuze, etc. – in France itself, nobody uses the term ‚poststructuralism' (Žižek 1991: 142). Sofern die unter diesem Begriff zusammengefassten TheoretikerInnen in Frankreich überhaupt als einheitliche Bewegung aufgefasst werden, gelten sie dort nicht als Vertreter einer „Post"-Strömung, sondern eher als „modernes" (Aron 1984) oder als „structuralistes" (Dosse 1992).

[4] Diese Gruppe inzwischen kanonisierter „academic stars" (vergleiche Moran 1998) umfasst Jacques Derrida, Michel Foucault, Jacques Lacan, Louis Althusser, Gilles Deleuze, Julia Kristeva, Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes, Jean-François Lyotard, Michel de Certeau. Zu deren Rezeption in USA vergleiche die „französischen" Perspektiven von Mathy (2000) und Cusset (2003) sowie die „angloamerikanischen" Perspektiven von Starr (1995) und Wiener (1991).

[5] Der Terminus des Textualismus kann sich insofern als irreführend erweisen, als er auch Theorieprojekte einschließt, die sich ausdrücklich nicht oder nur zeitweise auf das formale Textmodell Saussures berufen (wie im Falle Foucaults, Deleuze', Lyotards, Certeaus).



gemacht, dass der institutionelle Strukturwandel des amerikanischen Universitätssystem um 1980 eine symbolische Krise der existierenden geisteswissenschaftlichen Hegemonien auslöst, in deren Folge sich der diskursive Positionierungsdruck auf die Produzenten im Feld und deren intellektueller Orientierungsbedarf deutlich erhöht. Doch inwiefern kann der Erfolg der symbolischen Produkte des „Textualismus" mit dem institutionellen Wandel des Felds systematisch in Beziehung gesetzt werden? Es ist schwierig, Verallgemeinerungen über die Art anzustellen, wie die Produzenten eines Felds bestimmte Texte verstehen oder rezipieren. Und noch schwieriger ist es, aus den zirkulierenden Texten Rückschlüsse auf spezifische Verhältnisse ihres Verwendungskontexts zu ziehen. Dies ist aber auch nicht der Ausgangspunkt dieses Beitrags. Der transatlantische Erfolg der „textualistischen" Theorien aus Frankreich soll vielmehr zum Anlass genommen werden, das Problem der diskursiven *Verbindung* von Texten und Kontexten zu reflektieren. Der zu Grunde liegenden struktural-pragmatischen Methodologie folgend[6] sollen Texte nicht einfach als die habituell vermittelte bzw. sinnhafte Fortsetzung eines gegebenen Kontexts begriffen werden. Texte zeichnen sich vielmehr durch die grundsätzliche Möglichkeit aus, mit beliebigen Kontexten verbunden zu werden, von denen keiner dem Text ursprünglich gegeben ist. Texte werden mit Blick auf die diskursiven Konsequenzen betrachtet, die sich aus dem Fakt ergeben, den der spezifische und singuläre Akt der Aneignung eines Texts konstituiert. So soll mit Hilfe eines diskurspragmatischen Textzugriffs geklärt werden, wie bestimmte Diskursangebote den Individuen helfen, angesichts sich verändernder Produktions- und Kräfteverhältnisse in Strukturen sozialer Ungleichheit diskursiv sichtbar, d. h. zu Subjekten des Diskurses zu werden. So scheint die hegemoniale Bedeutung der französischen Theorien für die amerikanischen Geisteswissenschaften darin zu liegen, dass sie diskursive Programmatiken anbieten, deren Gebrauch Subjektpositionen (etwa die des „humanistischen Gelehrten" oder der „Avantgarde-TheoretikerIn") möglich macht, mit denen sich die Produzenten angesichts des Strukturwandels des Felds diskursiv positionieren.

Der Beitrag wird zunächst im Sinne der Bourdieu'schen Feldtheorie (1984) mit einer Reihe von statistischen Daten und historischen Zeugnissen einige der Tendenzen des institutionellen Umbruchs umreißen, die als eine Umstellung von „rigiden" auf „flexible" Produktionsregeln gedeutet werden sollen. Dann wird ein an die französische Diskurspragmatik angelehnter Analyseansatz vorgestellt, der ausgehend von dem Problem der Äußerung und der Deixis die diskursiven Programme be-

[6] Ausführlich habe ich mich mit dem Problem einer Methodologie der Intellektuellensoziologie in meiner Dissertation (Angermüller 2002) beschäftigt (vergleiche Benveniste 1974; Foucault 1969; Laclau 1990).

trachtet, die den Gebrauch von Texten organisieren. Schließlich soll ein exemplarischer Fall der textualistischen Theoriebewegung mit Blick auf die angebotenen Diskursprogramme und Subjektivitäten analysiert werden. So wird Jacques Derridas dekonstruktive Philosophie als ein programmatisches textualistisches Theorieangebot betrachtet, dessen Aneignung die akademischen Produzenten in die Lage versetzt, den humanistischen Diskursraum zu „dezentrieren", post-humanistische Subjektpositionen anzunehmen und dadurch den Strukturwandel des akademischen Felds zu artikulieren. In einer Situation, in der viele Produzenten ihre diskursive Position im Feld neu bestimmen müssen, wird Derridas Dekonstruktion zu einem weithin nachgefragten Diskursangebot, mit dem eine hohe Nachfrage nach breiter intellektueller Orientierung bedient werden kann.

## I. Der Strukturwandel des Felds der amerikanischen „humanities": von „Rigidität" zu „Flexibilität"

In vielerlei Hinsicht verfügt das amerikanische Universitätssystem über eine singuläre institutionelle Struktur. Anders als die meisten europäischen Systeme sind die Universitäten in den USA von einer großen institutionellen Vielfalt geprägt: Staatliche und private Institutionen koexistieren in einem System, in dem der hierarchische Abstand zwischen oben und unten und die funktionale Differenzierung hoch ist – etwa zwischen großen Forschungsuniversitäten der „Ivy League" und kleinen auf Lehre spezialisierten Institutionen („Colleges"). Angesichts der gegenwärtig weltweiten Dominanz amerikanischer Universitäten wird die Bedeutung europäischer Vorbilder zu Ende des 19. Jahrhunderts leicht vergessen. Von reformfreudigen Universitäten wie der „Johns Hopkins" Universität, die sich auf das liberale Humboldt'sche Bildungsideal berufen, geht die Gründung der „graduate" bzw. „PhD programs" aus (Flexner 1994: 73), die sich von dem eher reproduktiven Charakter der „undergraduate"- bzw. B.A.-Ausbildung durch die Privilegierung eigenständiger akademischer Forschungsarbeit abheben. Im Laufe der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts erlebt der „graduate"-Bereich einen grundlegenden Wandel, der zu einer zunehmenden Ausdifferenzierung von „graduate"-Forschung gegenüber „undergraduate"-Lehre führt. Hier, in dem Bereich, in dem „graduate students" und „assistant professors" ausgebildet werden, wird die „Theory"-Bewegung ihre meisten Anhänger finden, und von hier werden die theoretischen Tendenzen der textualistischen Hegemonie ihren Ausgang finden.

Dieser institutionelle Wandel, in dem sich die „graduate"-Ausbildung weit von seinen einstigen „alteuropäischen" Vorbildern entfernt, umfasst ein Bündel von Faktoren, die aus der intellektuellensoziologischen



Perspektive Pierre Bourdieus (Bourdieu 1984; 1992) als der institutionelle Hintergrund für die Entstehung der „Theory"-Konjunktur begriffen werden sollen. Bourdieus Feldtheorie symbolischer Produktion erweist sich in diesem Zusammenhang als ein Theorierahmen, mit dem die Zwänge identifiziert werden können, denen die symbolische Produktion der GeisteswissenschaftlerInnen unterworfen ist. Die Hervorbringung von Werken, also Büchern, Artikel und Vorträgen, die auf dem Markt akademischer Güter symbolische Profite (Anerkennung) realisieren sollen, ist demnach Kräften ausgesetzt, die aus der hierarchischen Struktur der Beziehungen zwischen den Produzenten herrührt. Dabei begreift Bourdieu ein akademisches Feld als einen relativ autonomen Raum, in dem sozial ungleich ausgestattete Produzenten auf der Basis feldspezifischer „Spielregeln" um symbolisches Kapital konkurrieren. Gemäß dem differenztheoretischen Postulat, dass das Feld eine Struktur von Differenzen, nicht von Identitäten ist, müssen die Produkte und Produzenten des Felds auf ihre differenziell bestimmten Positionen in der Feldstruktur bezogen werden.

In welcher Hinsicht ändern sich im Laufe der siebziger Jahre die institutionellen Bedingungen symbolischer Produktion in den „humanities"? Einige Tendenzen verweisen auf einen quantitativ-qualitativen Wandel des Felds, der im Folgenden als eine „Flexibilisierung" der geisteswissenschaftlichen Wissensproduktion gedeutet werden soll (ausführlicher dazu Angermüller 2004 a). Demnach werden, idealtypisch gesprochen, die „rigiden", stärker auf personal-pädagogisch definierten Wissenschaftsidealen beruhenden Reproduktions- und Rekrutierungsmodi einer älteren Wissenschaftsgeneration angesichts der „flexiblen" Regeln eines abstrakten und professionalisierten Forschungs- und Wissenschaftsmarkts zunehmend problematisch.

Der qualitative Wandel des Felds wird durch große quantitative Verschiebungen im Feld ausgelöst. Erleben die „humanities"-Disziplinen zwischen Mitte der fünfziger und Anfang der siebziger Jahre eine beispiellose Ausweitung, im Zuge derer sich die Zahl der B.A.-Absolventen in „English" innerhalb von 15 Jahren verfünffacht, folgt auf das Jahr 1971/72, als in „English" ein Höchststand von 63976 Absolventen erreicht wird, ein langer Abschwung. 1983/84 schließen nur noch 32834 Studenten mit einem B.A. in „English" ab, und erst Anfang der neunziger Jahre wird die Marke von 50000 wieder überschritten. Dieser starke Abschwung zeichnet speziell die „humanities" aus, die zwischen Anfang der siebziger Jahre und Mitte der achtziger Jahre die Halbierung ihres relativen Anteils an der Gesamtstudierenschaft hinnehmen müssen. So geben noch Anfang der siebziger Jahre 8% aller Studierenden Englisch als Hauptfach an, Mitte der achtziger Jahre nicht einmal mehr 4% (ADE Bulletin 1995: 53).

Infolge des deutlichen und lang anhaltenden Einbruchs bei den Gebühren („tuition") zahlenden „undergraduate students" werden massive Einschnitte im Lehrpersonal vorgenommen, die sich angesichts des großen Anteils der Lebenszeitprofessoren vor allem auf die Nachwuchsstellen („assistant professors") auswirken[7]. Gleichzeitig nimmt die Anzahl der geisteswissenschaftlichen PhD-Absolventen, die anders als in Deutschland in aller Regel eine akademische Karriere anstreben, von 3210 (1967/68) auf 5169 (1973/74) weiter zu. Auch hier ist dann zwar bis 1983/84 eine Abnahme auf 3429 zu verzeichnen. Doch mit 4481 Absolventen im Jahr 1992/93 verbleibt die Produktion von NachwuchswissenschaftlerInnen auf einem relativ hohen Stand, und zwar ungeachtet historisch niedriger Studierendenzahlen in dem für die Stellenpläne relevanten B.A.-Bereich (ADE Bulletin 1995: 52). Die schwierige Arbeitsmarktsituation für Nachwuchswissenschaftler wird durch die Ausweitung der Doktorandenprogramme („graduate programs") verschärft, mit der die „departments" auf die Krise reagieren, denn auf diese Weise wird nicht nur die Zahl der für die etablierten Lehrkräfte „interessanten", weil wissenschaftlich interessierten Studenten erhöht, sondern es entsteht auch ein Reservoir billiger Lehrkräfte („teaching assistants"), die für einen wachsenden Teil der Lehraufgaben eingesetzt werden.

Die in den siebziger Jahren beginnende Stellenkrise für Nachwuchswissenschaftler, die ihren Höhepunkt erst Mitte der neunziger Jahren erreicht (Aronowitz 1994; Bérubé 1998), geht einher mit einem Prestige- und Respektabilitätsabfall der „humanities" in der nationalen Öffentlichkeit, was die Politisierung des Felds zu erleichtern scheint. Noch Ende der fünfziger Jahre wird den „humanities" im Zuge des Sputnikschocks eine besondere staatliche Förderung zuteil, mit deren Hilfe „westliche (anti-kommunistische) Werte" in der akademischen Elite verankert werden sollen. Die aufgedrehten staatlichen Geldhähne und ein ausgeprägter antikommunistischer Grundkonsens bewahren in den sechziger Jahren die „humanities" zunächst vor einer weitreichenden Überprüfung ihres humanistischen Selbstverständnisses. Als der Strukturwandel des Felds Mitte der siebziger Jahre in seine entscheidende Phase eintritt, wird die Identität des Fachs und die Hegemonie des humanistischen Pädagogen jedoch zunehmend fragwürdig. Nun setzt ein Zustrom von Frauen und nicht jüdisch-christlichen Minderheiten sowie

[7] Nach den Daten des MLA-Newsletters, die leider erst 1975 beginnen, stagniert die Zahl der Stellenausschreibung in „English" und „Foreign Literatures" zwischen 1975 und 1984 bei ca. 900–1000 pro Jahr. Zwischen 1985 und 1990 steigt sie auf 1500 bis 1900, um zwischen 1991 und 1997 wieder auf 1100 bis 1300 abzusinken. Seit 1998 ist wieder eine aufwärts gerichtete Tendenz zu verzeichnen, und erstmals seit Anfang der siebziger Jahre scheinen sich die Zahlen der neuen PhDs und der ausgeschriebenen Stellen wieder ungefähr in einem Gleichgewicht zu befinden (Franklin 2001: 5).



von vielen, zehn Jahre zuvor politisierten Produzenten ein, die die „Theory"- und „Cultural Studies"-Konjunkturen tragen werden[8]. Die eingelebten Loyalitäten und Hierarchien der meist weißen „old boys"-Netzwerke werden dadurch herausgefordert und die antikommunistische Grundstimmung der amerikanischen „humanities" allmählich von multikulturellen, pluralistischen oder postkolonialistischen Ideologien abgelöst (Lipset 1993).

Ein wichtiger Faktor für diesen Wandel der Produzentengenerationen ist hierbei, dass institutionell wenig integrierte akademische Produzenten zu einer bedeutenden Gruppe des Lehrpersonals werden, und zwar insbesondere unter den Produzenten mit hohem wissenschaftlichen Output. So steigt der Anteil universitärer Lehre, der von Lehrbeauftragten („part-time teachers") bestritten wird, von 21,9% (1970) auf 43% (1991) (Rhoades und Slaughter 1997: 20). Die Universitäten greifen für ihre Lehraufgaben nun bevorzugt auf „graduate students" zurück – billige „Teaching Assistants", die inzwischen vielerorts mehr als die Hälfte der „undergraduate"-Lehre tragen. Das zunehmende Gewicht dieser prekär angestellten Produzenten macht sich innerhalb der Universitäten bemerkbar, die in den letzten Jahren Aufsehen erregende Streiks erlebt haben (etwa der Streik der „Teaching Assistants" an der „Yale University", Newman 1996; Robin und Stephens 1996; Wilhelm 1996). Der Charakter akademischer Arbeit wird durch diese Entwicklung grundlegend neu definiert, was sich nicht zuletzt an dem steigenden der Anteil gewerkschaftlich organisierter Hochschullehrer ablesen lässt. Dieser springt zwischen 1960 und Mitte der neunziger Jahre von 0% auf 44% (und 63% bei staatlichen Universitäten, Rhoades und Slaughter 1997: 18).

Die institutionelle Schwächung der „humanities" geht mit ihrem Bedeutungszuwachs für den intellektuellen Pol des Felds einher. Während die Sozialwissenschaften – die intellektuellen Leitdisziplinen der sechziger Jahre – zunehmend von dem wachsenden Markt angewandter Projekt- und Auftragsforschung dominiert werden, wenden sich die politisch und intellektuell orientierten Produzenten seit den siebziger Jahren vermehrt den „humanities" zu. Lipset disgnostiziert, dass „[l]eft faculty are to be found in greater numbers in the humanities and 'soft' social sciences, as well in some of the professional schools (such as law and social work), while their relative strength in the increasingly quanti-

[8] Hier zeigt sich ein wichtiger Unterschied in den Entwicklungspfaden zwischen Europa und den USA. Während sich die „68er"-Generation in Deutschland und Frankreich relativ schnell an den Universitäten etablieren können, aber die unter den Stichworten von „Postmoderne" oder „Poststrukturalismus" verhandelten Theory-Bewegung oft als „konservativ" wahrgenommen haben (vergleiche Habermas' Polemik gegen die „Jungkonservativen", 1993), verbindet sich die (verspätete) Etablierung der „68er" in den amerikanischen Geisteswissenschaften oft mit den post-humanistischen Tendenzen von „Theory" und „Cultural Studies".

tative social sciences has fallen off" (Lipset 1993: 79)[9]. Diese Tendenz lässt sich auch an dem Einfluss marxistischer Ansätze in den „humanities" ablesen, der entgegen der allgemeinen politischen Tendenzen der Reagan-Ära ab Mitte der siebziger Jahre deutlich ansteigt. Nach Huber kamen mit dem Marxismus in ihrer Ausbildung nur 11,5% derjenigen in Kontakt, die ihren höchsten akademischen Abschluss bis 1969 erwerben. Für den Erwerbungszeitraum bis 1980 steigt er auf 21,8% und danach auf 31,7% (1992: 49). Die Politisierung der Universitäten ist in abgeschwächter Form auch in anderen Disziplinen zu verzeichnen. Zwar registrieren Umfragen zwischen 1969 und 1984 eine leichte Abnahme des Anteils amerikanischer Professoren (aller Disziplinen), die sich als „left" oder „liberal" bezeichnen (von 46% auf 39%). Doch 1989 springt ihr Anteil auf 56%. Besonders dominant wird die sich als links-liberal einschätzende Fraktion der Professorenschaft an den großen, prestigereichen Forschungsuniversitäten, an denen sich 1989 67% als liberal und nur 13% als konservativ einstufen. Am relativ stärksten, wenngleich auch hier in der Minderheit, sind die Konservativen an den kleinen, primär auf Lehre orientierten „two-year colleges" (35%) (Lipset 1993: 79 f.). Gerade in den prestigereichen Forschungszentren hat sich der geisteswissenschaftliche Diskurs im Laufe der achtziger Jahre politisiert – ein Entwicklung, die nicht auf punktuelle Ereignisse (wie „68") zurückführt werden kann.

Diese quantitativen und qualitativen Verschiebungen zwingen zu einer grundlegenden Überprüfung des Selbstverständnisses amerikanischer GeisteswissenschaftlerInnen. Ursprünglich liegt die Hauptaufgabe der „humanities" in der Bereitstellung von Lehrangebot für die große Masse der disziplinär wenig spezialisierten B.A.-Studenten. Die „humanities" definieren sich daher traditionell über die großen Überblicksvorlesungen (z. B. „Western Civilization"), in denen ein Kanon westlicher (d. h. v.a. amerikanischer und englischer) Literatur durchgenommen wird. Mit dem deutlichen Rückgang bei „English major"-Studierenden sowie dem sinkenden Anteil der „humanities" in den B.A.-Lehrplänen geht die einheitsstiftende Funktion dieser klassischen Lehrveranstaltungen für das Fach verloren, und es setzt sich, wie zuvor in benachbarten Disziplinen wie den Sozialwissenschaften, der Forschungsimperativ durch (Graham und Diamond 1997; Gumport 1991). Der humanistische Pädagoge, der sich primär durch die Vermittlung von Werten und die

[9] Vergleiche Benders Bemerkung: „It is revealing that no present-day social scientists invite the general interest of intellectuals in the way David Riesman, Talcott Parsons, Daniel Bell, or Edward Shils did in the 1950s." (Bender 1997: 16). Dazu bemerkt Said: „Given that the social sciences by and large have abdicated to the 'technotronic' world of clinically specialized, streamlined knowledge, the void in responsible intellect, in informed reading – which is what we know how to do best – cannot be left that way by the literary critic." (1982: 29)



Bildung einer akademischen Persönlichkeit definiert, wird von nachkommenden Kohorten verdrängt, deren Karrieren wesentlich dem „publish or perish"-Prinzip und einem „cutting edge"-Forschungsideal unterliegen. Im Vergleich zu 1970 sehen in den neunziger Jahren deutlich mehr Professoren in den „humanities" ihre Erfüllung in der Forschung, die zum entscheidenden Faktor für eine erfolgreiche Karriere in den „humanities" wird. Diese Tendenz wird mit einer allgemeinen Absenkung des Lehrdeputats gestützt, was die Ausbildung von, wie es Gumport nennt, „research-compulsive institutions" fördert (1991: 88)[10]. Nicht nur werden im Laufe dieses Prozesses die symbolisch dominierenden Produzenten immer jünger[11]. Auch ihre symbolische Produktion richtet sich an ein immer jüngeres Publikum, von dem ein wachsender Anteil Qualifikationsarbeiten produziert. Die Theoretisierung und Intellektualisierung der „humanities", wie sie durch den „Theory"-Diskurs eingeleitet wird, zeugt von der gestiegenen Nachfrage eines Markts postgraduierter Produkte, der innovative und interdisziplinär verwertbare Produkte mit hoher symbolischer Anerkennung belohnt.

In den „departments" führt der rasche Wandel des geisteswissenschaftlichen Felds zu intergenerationalen Verwerfungen. Nach Bérubé hat die Erhöhung des Publikationsdrucks auf den Nachwuchs „further alienated secure senior faculty from their jittery juniors and vice versa; at some institutions senior faculty who won tenure twenty-five years ago, in vastly different circumstances, are now teaching alongside assistant professors and graduate instructors who have published more stuff in three years than the old-timers wrote in thirty. And even when it does not issue in intergenerational tension, the precipitous rise in the profession's publishing requirements can make peer review difficult" (Bérubé 1995: 28). Die Kontroversen und Polemiken, die angesichts des „Theory"-Booms entstehen, erklären sich u. a. durch diese aufgeheizte, politisierte Stimmung zwischen einer zunehmenden Anzahl symbolisch domi-

[10] So erklärt sich Guillory den Erfolg dekonstruktiver Lektüreansätze mit deren „Rigorosität" und „Technizität", die die neuen Produzentengenerationen stärker anspricht als der „Subjektivismus" humanistisch-axiologischer Ansätze (1993).

[11] Als paradigmatisch kann der spektakuläre Erfolg von Judith Butler (*1956) genannt werden, die durch ihr Buch *Gender Trouble* (1990) in kurzer Zeit zu einem theoretischen Star der amerikanischen „Queer" und „Cultural Studies" wird. Ähnliches ließe sich über Slavoj Žižek (* 1949) sagen, der seit Anfang der neunziger Jahre auch im kulturellen Feuilleton den Status eines „Kulttheoretikers" genießt, oder über den 1960 geborenen Michael Hardt, dessen breite internationale Reputation auf seiner Koautorschaft von *Empire* (2000) beruht. Aber es sinkt auch das Alter, ab dem die symbolische Produktion geisteswissenschaftlicher Produzenten typischerweise als „überholt" gilt (Als exemplarischer Fall kann die poststrukturalistische Literaturwissenschaftlerin Barbara Johnson (*1947) gelten).

nierender, aber prekär situierter Nachwuchswissenschaftler und den alten Lebenszeitprofessoren, die dem nicht geringen Risiko ausgesetzt sind, den Anschluss an die Forschungsmoden zu verlieren und zu „dead-wood" zu werden (Gumport 1991; Moran 1998; Wiener 1990)

Die genannten Tendenzen und Faktoren stützen die These eines fundamentalen qualitativen Umbruchs, im Laufe dessen sich das amerikanische System seiner alten institutionellen und intellektuellen Vorbilder entledigt. So muss mit Bender hervorgehoben werden, dass „the shortage of jobs, along with federal affirmative action regulations and pressure from women and African-American scholars, transformed the process of academic recruitment. Jobs were openly advertised; the 'old boy' network lost legitimacy and its former power to place students." (Bender 1997: 24). Veränderte Reproduktions- und Rekrutierungsregeln sind für die Umstellung eines „rigiden" auf ein „flexibles" System von entscheidender Bedeutung. Während die Reproduktion eines „rigiden" Universitätssystems auf mittel- und langfristigen personalen Loyalitäten und Abhängigkeiten zwischen Nachwuchs und Etablierten basiert, die formal hierarchisch und in der Regel über das Senioritätsprinzip geregelt sind, unterliegen symbolische Produzenten im „flexiblen" System einem abstrakten Markt, in dem langfristige Bindungen weniger zählen als hoher symbolischer Output, der sich an den aktuellen Forschungsmoden orientiert. Entscheidend für diesen Umbruch, der bisweilen auch unter dem Stichwort des „academic (late) capitalism" (Nelson 1997; Rhoades und Slaughter 1997; Slaughter und Leslie 1997), der „entrepreneurial" oder der „corporate University" (Berman 1998; Johnson 2003) diskutiert wird, ist die Durchsetzung einer kompetitiven Rekrutierungslogik, die die Produzenten durch die Unterwerfung unter abstrakte, „marktbasierte" Reproduktionslogiken zwingt, sich auf rasch abwechselnde Trends und Moden einzustellen (vergleiche zu den daraus resultierenden Karrierestrategien Guillory 1996).

Die folgende Analyse geht von der Annahme aus, dass die Konjunktur von „French Theory" die neuen Zwänge eines „flexibilisierten" Systems der Wissensproduktion artikuliert. Während Seniorität zugunsten von symbolischer Sichtbarkeit zurücktritt und entsprechend das ältere Leitbild des zerstreuten („absent-minded"), aber respektablen Professors von dem Typ des „cutting edge"-Forschers und Managers abgelöst wird, verschärfen sich die Disparitäten in der symbolischen Kapitalverteilung des Felds. Bestimmte Produzenten des Felds werden zeitweise mit besonderen symbolischen Profiten belohnt. So konzentrieren sich die symbolischen Profite bei einigen wenigen „akademischen Stars", die häufig anderen nationalen Feldern entstammen, und in den „Departments" verstärkt sich die Spannung zwischen den unterschiedlichen Generationsgruppen. Vermutlich hängen die hohen symbolischen Profite, die bestimmte internationale Produzenten auf dem amerikanischen geisteswissenschaftlichen Forschungsmarkt erzielen, nicht zuletzt damit zusammen, dass das indigene Theorieangebot des amerikanischen Felds die gestiegene geisteswissenschaftliche Theorienachfrage nicht befriedigen kann. So erzwingen „skyrocketing job requirements" (Bérubé 1995) eine Beschleunigung des wissenschaftlichen Outputs und ziehen eine immer schnellere Abfolge von mit den Präfixen „post" und „new" versehenen Strömungen nach sich, was die langfristige Entwicklung individueller Theorieprojekte erschwert. Die zahlreichen aktuellen Analysen und Reflexionen amerikanischer Geisteswissenschaftler (darunter Stanley Aronowitz, Michael Bérubé, John Guillory, Cary Nelson, Bill Readings, Andrew Ross, Gayatri Spivak, Rick Wolff) belegen die aktuelle Brisanz, die die Frage der akademischen Arbeitsbedingungen im Diskurs der „humanities" gewonnen hat. Die soziale Lage der Wissenschaftler ist ein wichtiger Topos auf den Kongressen der „Modern Language Association", den Publikationen der Standesvertretungen („MLA Newsletter", „ADE Bulletin", „Academe") und nicht zuletzt auch der fachwissenschaftlichen Forschung selbst geworden, was einmal mehr die Entfernung von den älteren „weltentrückten" Bildungsidealen des Humanismus unterstreicht.



## II. Der symbolische Wandel der „humanities" und die Krise des „Humanismus"

Es ist nicht leicht, den tief greifenden Wandel des geisteswissenschaftlichen Selbstverständnisses zu übersehen, der die institutionellen Veränderungen der Jahre um 1980 begleitet. So konstatiert Abrams rückblickend „nothing less than a new intellectual and cultural ethos in the faculties of English and other literatures. So drastic is the change that a representative of once-normative modes of scholarly investigation and criticism is often at a loss to discover enough common ground in assumptions and vocabulary, and in standards for what counts as evidence for an assertion, to support profitable – or sometimes even mutually intelligible – discussion with an all-out exponent of the new dispensation" (Abrams 1997: 113).

Durch welches (idealtypische) Selbstverständnis und durch welche hegemonialen Ideologien zeichnen sich die amerikanischen „humanities" aus, bevor die Rezeption der französischen Theoretiker einsetzt? Zu den wichtigsten Merkmalen der „humanistischen" Diskurshegemonie gehört, dass an der Spitze der literaturwissenschaftlichen Prestigeskala die kanonische amerikanische bzw. anglophone Literaturtradition steht; dass einem axiologischen Wissensverständnis gemäß „really great art

and very bad art" durch einen „unsuperable gulf" getrennt sind (Wellek 1963: 18); dass die theoretischen Bezüge kaum über die nationalen und disziplinären Begrenzungen des Fachs hinausreichen; dass der dominante Wissenschaftlertyp der humanistische Gelehrte und Lehrer ist, der sich im allgemeinen als staatstragend, als Bewahrer eines „kulturellen Erbes" und als Vermittler von „universalen Werten" (etwa der „westlichen Zivilisation") sieht.

Ausgehend von Readings viel beachteter Studie *University in Ruins* (1996) kann die Krise des Humanismus, die in den siebziger Jahren einsetzt, vor dem Hintergrund der Durchsetzung eines Wissensideals analysiert werden, für das Bildung mess- und akkumulierbar wird und das ohne die axiologischen Bewertungsmaßstäbe des Humanismus auskommt. Der zentrumslose Diskursraum post-axiologischer Bildung wird, so Readings, von „excellence" organisiert, deren Rhetorik ohne die „Referentialität" des humanistischen Diskurses auskommt: „Its very lack of reference allows excellence to function as a principle of translatability between radically different idioms: parking services and research grants can each be excellent and their excellence is not dependent on any specific qualities or effects they share. [...] In a general economy of excellence, the practice of research is of value only as an exchange-value within the market; it no longer has use-value for the nation-state" (Readings 1996: 175). Readings deutet den Verlust von Referentialität vor dem Hintergrund der Entstehung eines neuen nach-Humboldt'schen Universitätssystems, das nicht mehr in ein nationalstaatliches Kulturprojekt eingebettet ist. In den diskursiven Strukturen und Öffentlichkeiten dieses posthumanistischen Wissensregimes können Geisteswissenschaftler nicht mehr im Namen eines übergreifenden „Sinns" sprechen, der ihren Diskursraum organisiert. Der „entreferentialisierte" Diskurs der Geisteswissenschaften bietet demnach keine zentrierte Ordnung mehr an, in der GeisteswissenschaftlerInnen im Namen einer höheren kulturellen, moralischen und politischen Instanz sprechen können.

Readings' These einer „nach-Humboldt'schen Universität" setzt die Durchsetzung eines „flexibilisierten" Wissensregimes voraus, in dem sich der Charakter der institutionellen Zwänge ändert, die auf die symbolische Produktion der Wissenschaftler wirken. Die persönliche Verpflichtung der in das Feld eintretenden Produzenten auf andere Produzenten tritt zu Gunsten der Abhängigkeiten zurück, die ein zunehmend abstrakter Markt symbolischer Güter und Produzenten bedeutet. Hieraus ergibt sich die Frage nach dem diskursiven Zusammenhang zwischen dem areferentialen, dezentrierten Diskursraum posthumanistischer Wissensproduktion und der Institutionalisierung einer flexiblen, „marktorientierten" Produktionslogik bzw., allgemeiner gesprochen, nach der diskursiven Artikulation von Texten und institutionellen



Strukturen. Ausgehend von Laclau/Mouffes Theorie der irreduziblen Kontingenz artikulatorischer bzw. diskursiver Praxis (1985)[12] kann die Unmöglichkeit betont werden, die Einschreibung diskursiver Akte in eine existierende Struktur von Positionen vollständig zu kalkulieren und zu kontrollieren. Anders als Bourdieu, der die Zwänge eines existierenden Felds in erster Linie als die habituell vermittelte Reproduktion einer existierenden Struktur versteht, ermöglicht Laclau/Mouffes Diskurstheorie das Verhältnis von Feld und symbolischem Produkt nicht-reduktionistisch, d. h. im Sinne einer *kontingenten* Artikulation von institutionellen Zwängen und singulären symbolischen „Lösungen" zu begreifen. Ein symbolischer Akt – der Gebrauch, die Aneignung oder die Produktion eines Texts – artikuliert die Struktur des Felds grundsätzlich in spezifischer Weise und hinterlässt ein verändertes System von Differenzen. Den Zusammenhang von institutionellen Zwängen und symbolischen Texten im Sinne von Laclau/Mouffes artikulatorischer Praxis zu verstehen, heißt also zweierlei: nämlich dass der Gebrauch von Texten einen diskursiven Fakt konstituiert, der eine gegebene Struktur des Felds *nicht* fortsetzt, und dass das Feld sich nur insofern als eine institutionelle Struktur objektivieren lässt, als deren Positionen in ständig neuen, irreduzibel kontingenten Diskursakten artikuliert und reartikuliert werden. Auch die Aneignung von bestimmten symbolischen Produkten ist demnach kein Akt, der eine gegebene Gesetzmäßigkeit oder Objektivität des Felds oder einen in den Texten gespeicherten Sinngrund realisiert, sondern eine irreduzibel kontingente Diskurslösung. Der folgende Abschnitt wird einen diskurspragmatischen Textzugang beschreiben, mit dem die textualen Programme, die die Diskursräume von Humanismus und Textualismus organisieren, beschrieben werden können.

## III. Ein diskurspragmatischer Textzugang: Die deiktische Konstitution von Diskursraum und Subjektivität

Wenn im Sinne von Laclau/Mouffe die Artikulation der institutionellen Bedingungen des Felds nicht im Sinne der Fortsetzung oder Vermittlung von Kontext durch den Text begriffen werden kann, wie muss dann der Textzugang aussehen? Es soll in diesem Zusammenhang auf sprachwissenschaftliche Theorien der Äußerung („énonciation") aus Frankreich zurückgegriffen werden Im Gegensatz zu vielen Ansätzen der hermeneutisch-qualitativen Sozialforschung oder auch Bourdieus Theorie

[12] Laclau/Mouffe definieren Diskurs als ein System von Differenzen, dessen Elemente in irreduzibel kontingenten Akten der Artikulation ständig neu verknüpft und gelöst werden: „we will call articulation any practice establishing a relation among elements such that their identity is modified as a result of the articulatory practice" (Laclau und Mouffe 1985: 105).

symbolischer Produktion liegt die Eigenart dieser unter dem Etikett der linguistischen Pragmatik bzw. Diskurstheorie geführten Ansätze darin, dass sie Texte weder als Behälter eines zu Grunde liegenden Sinns noch als Fortsetzung einer objektiven gesellschaftlichen Struktur begreifen. Für pragmatische Diskurstheorien gilt es, die Spezifizität und Singularität der diskursiven Verbindung von Text und Kontext zu beschreiben.

Hier ist nicht der Ort, um eine solche pragmatische Diskurstheorie systematisch zu entfalten[13], und ich will mich auf die Frage beschränken, wie der diskursive Gebrauch von Texten durch die Texte selbst organisiert wird. Ausgehend von dem Problem enunziativer Markierungen und der Deixis sollen Texte als diskursive Programme beschrieben werden, deren Gebrauch bestimmte Positionen und Ordnungen des diskursiven Raums sichtbar machen. So wirft das Problem der Deixis (gr. „deignymi", „ich zeige") die Frage auf, wie in Texten auf den Fakt ihrer Äußerung verwiesen wird. Emile Benveniste stellt in diesem Zusammenhang die besondere Funktion von bestimmten „Partikeln", wie „ich", „hier" und „jetzt" hervor, die er als „deiktische Markierungen der Äußerung" begreift (1974: 79). Anders als die Pronomen der dritten Person („er", „sie" „es") kann das Personalpronomen „ich" nicht unabhängig von seiner Äußerung bestimmt werden. Erst in der tatsächlich vollzogenen Äußerung wird der Text vollständig, indem dieser auf den spezifischen, in der Äußerungssituation vorhandenen Sprecher verweist, der sich das Pronomen „ich" aneignet. Die Elemente, die den „formalen Apparat der Äußerung" konstituieren (vergleiche Jakobsons „shifter"-Theorie, 1995), haben die Eigenschaft, dass sie sich im Gebrauch mit der Äußerung „verkoppeln" („embrayer") und auf bestimmte Bestimmungen des Sprechkontexts hinweisen. Insofern eine enunziative Markierung deiktisch auf ihre Äußerung verweist, „kuppelt" oder „rastet" sie in die zeit-räumlich-personal bestimmte Welt der Äußerung ein, und ein Partikel wie „ich" kann auf den in der Äußerungssituation „hier" und „jetzt" bestimmten Lokutor zeigen. Nach Benveniste erschöpft sich der Apparat der deiktischen Elemente nicht in dem Personalpronomen „ich" und den Adverbien des Orts und der Zeit „hier" und „jetzt". Der „formale Apparat der Äußerung" schließt auch bestimmte Tempora, gewisse Adverbialkonstruktionen sowie Evaluativa ein[14]. Alle diese Elemente zeichnen sich durch ihren deiktischen Bezug

[13] Die hier verarbeiteten Diskurs- und Subjektivitätstheorien werden von der „französischen Schule der Diskursanalyse" inspiriert, vergleiche dazu Maingueneau (1994), Lacan (1978), Althusser (1993), Foucault (1969); siehe ausführlicher Angermüller (2002) sowie von den nach-strukturalistischen Tendenzen der französischen Sprachwissenschaft: Ducrot (1984), Berrendonner (1981), Récanati (1979).

[14] Im Französischen sind zu den entsprechenden Tempora etwa das Präsens und das „passé composé" zu zählen, das Benveniste als das Tempus des „discours"



auf die Situation des sprachlichen Akts aus, d. h. auf den konkreten Gebrauch von Sprache im Diskurs.

Es können nun die Diskurseffekte analysiert werden, die aus der Operation mit dem deiktischen Verweis auf die Äußerung entstehen. Insofern der Gebrauch von Texten das Individuum indiziert, das sich die Sprache aneignet, können die diskursiven, von der spezifischen Äußerung abhängigen Positionen beschrieben werden, von dem das Individuum aus sprechen und diskursiv sichtbar wird. Im Anschluss an Benveniste soll der deiktische Verweis auf die Subjekt- bzw. Sprechposition im Sinne des Problems der „Subjektivität in der Sprache" verstanden werden (Kerbrat-Orecchioni 1980). Subjektivität entsteht demnach, wenn eine einheitliche Sprech- bzw. Sinngebungsinstanz evoziert wird, indem der Äußerungsvollzug durch den Text deiktisch reflektiert wird, das heißt, wenn die deiktischen Markierungen eines Texts einen Punkt des diskursiven Raums sichtbar machen, über dessen Aneignung das Individuum zu einem „sprechenden Subjekt" wird. Diskurse, die mit „Subjektivität" operieren, können als „zentriert" gelten, wenn sie sich von den raum-zeitlich-personalen Bestimmungen der Äußerungssituation her systematisch definieren. Bei Karl Bühler wird dies folgendermaßen beschrieben: „[v]on der Origo des anschaulichen Hier aus werden sprachlich alle anderen Positionen gezeigt, von der Origo Jetzt aus alle anderen Zeitpunkte" (Bühler 1965: 113). Doch während Bühler das Origo-System des Ich-Hier-Jetzt als „älteste Funktion" (1965: 199) begreift und damit eine „subjektivistische" Privilegierung von deiktisch gegenüber nicht-deiktisch organisierten Texten nahe legt, lässt sich mit den diskurspragmatischen Theorien französischer Provenienz „eine nicht-subjektivistische Theorie der Subjektivität" (vergleiche Pêcheux 1975: 120) einfordern, welche nicht den subjektiven Ursprüngen des Diskurses, sondern den diskursiven „Ursprüngen" von Subjektivität nachgeht. Die subjektivistische Annahme eines originär intendierenden Sprechzentrums setzt demnach die Verankerung der Sinnhaftigkeit der Welt in einer vermeintlich konstitutiven Ursprungsinstanz „hinter" dem Diskurs voraus („Subjekt", „Bewusstsein", „Intention") – aus diskursanalytischer Perspektive ein „Münchhausen-Effekt" (Pêcheux 1975: 141), der unterschlägt, dass ein solcher transzendentaler Ursprung als ein enunziativer Effekt deiktischer Verweisungen, mithin als ein Effekt des Diskurses selbst gelten kann. Um dieser Verkehrung auszuweichen, soll Subjektivität mit Greimas / Courtès als eine „enunziative Illusion" (Greimas und Courtès 1993: 120) verstanden werden, die der Gebrauch

bezeichnet, sowie adverbiale Ausdrücke wie „ehrlich gesagt", die eine „Haltung" zur Äußerung einführen, oder evaluative Modalverben wie „müssen" und „sollen", die auf eine bestimmte, durch die Äußerung definierte Sprechposition verweisen.

deiktisch markierter Texte nach sich zieht. Und die Ausbildung „enunziativer Illusionen", die einen Moment gerichteter und ursprünglicher Sinnordnung evozieren, soll im Folgenden als eine notwendige Bedingung dafür betrachtet werden, dass sich die Produzenten im Sinne der Bourdieu'schen Theorie symbolischer Produktion stabil im Wissenschaftsdiskurs positionieren können und immer wieder als „sprechende Subjekte" im Feld sichtbar werden.

## IV. Eine diskurspragmatische Betrachtung des humanistischen Diskursraums

Mit dieser diskurspragmatischen Subjektivitätstheorie kann einer Schwäche der Bourdieu'schen Theorie symbolischer Produktion begegnet werden, die zu einem Diskursverständnis tendiert, das Texte als symbolischen Ausdruck einer vordiskursiven Feldstruktur fasst. Wie Bourdieu geht dieser diskurspragmatische Ansatz davon aus, dass nicht Individuen ihren Sinn oder ihre Position definieren, sondern dass ihre diskursiven Subjektivitäten von soziosymbolischen Strukturen definiert werden. In Abgrenzung zu Bourdieu wird das Verhältnis von Text und Kontext jedoch nicht im Sinne eines reduktionistischen Abbildungs- oder Widerspiegelungsverhältnisses verstanden, denn diskurstheoretisch lässt sich die Verbindung von Text und Kontext auf keine kausalen Gesetze oder sozialen Objektivitäten zurückführen.

In den folgenden Abschnitten geht es um eine diskursanalytische Untersuchung von Textbeispielen, an denen sich die hegemoniale Auseinandersetzung zwischen „Humanismus" und „Textualismus" ablesen lässt. Die Analyse der diskursiven Programme dieser Texte wird von der These getragen, dass sich der humanistische Diskurs durch eine „enunziative Illusion" auszeichnet, die transzendentale Subjektivitätseffekte zeitigt, wohingegen die textualistische Hegemonie auf die „Erschütterung" der humanistischen Subjektpositionen bzw. auf die „Enttranszendentalisierung" des humanistischen Diskursraums zielt. Die symbolischen Produkte des Humanismus versetzen ihre Leser in die Lage, über das „Einrasten" („embrayage") in die deiktischen Markierungen der Äußerung Subjektpositionen in einem Diskursraum einzunehmen, der in einem transzendentalen Nullpunkt zentriert zu sein scheint. Der humanistische Diskursraum kann insofern als zentriert gelten, als er ein „universal-transzendentales ich" voraussetzt – ein diskursiver „Nullpunkt", der als ein dominantes Merkmal der theoretischen Strömungen der „humanities" bis zur Mitte der siebziger Jahre gelten kann. Die Zentrierung des humanistischen Diskursraum in einem „universal-transzendentalen ich" ist ein durchgängiges Merkmal der intellektuellen Atmosphäre der



Zeit, das mit anderen Diskurselementen des Humanismus – wie dem axiologischen Kulturverständnis, einer primär reproduktiv-pädagogischen Orientierung sowie einem konservativ-staatstragenden Selbstverständnis – hegemonial verbunden ist.

Die hegemonialen Formationen des Humanismus werden je nach intellektuellem Projekt verschieden artikuliert, und es ist unmöglich, auf kurzem Raum einen Überblick über die verschiedenen Strömungen und Projekte der Zeit zu geben. Eine Passage aus René Welleks *Concepts of Criticism* (1963), in der die humanistische Hegemonie programmatisch kondensiert wird, kann hier als exemplarische Illustration für das humanistische Operieren mit der „enunziativen Illusion" angeführt werden:

> „We have risen above the limitations of traditional Western taste – the parochialism and relativism of such taste – into a realm if not of absolute then of universal art. There is such a realm, and the various historical manifestations are often far less historically limited in character than is assumed by historians interested mainly in making art serve a temporary social purpose and illuminate social history". (Wellek 1963: 19)

In diesem Zitat wird mit „we" ein universal-transzendentaler Nullpunkt evoziert, in dem der Diskursraum originär verankert ist. Der von Wellek artikulierte Diskursraum gründet sich demnach in einer Subjektivität, die in dreifacher Hinsicht einen transzendentalen Charakter aufweist und somit gleichsam als ursprünglich sprechende Instanz „hinter" dem Diskurs zu liegen scheint, und zwar in personaler, räumlicher und zeitlicher Hinsicht. Personal gründet diese Subjektivität auf ein „ich", das den „parochialism and relativism of such taste" transzendiert, räumlich auf ein „hier", das alle räumlichen („the limitations of traditional Western taste") und sozialen („a temporary social purpose") Verortungen transzendiert, und „zeitlich" auf ein „jetzt", das seine „historical manifestations" transzendiert.

In Anlehnung an Frédéric Cossutta soll das humanistische Diskursregime im Sinne eines „formalen Apparats der philosophischen Äußerung" (Cossutta 1989: 12; vergleiche Maingueneau 1993) begriffen werden. Cossutta versteht hierunter „die Matrix, die die Gesamtheit der textuellen Markierungen produziert, die von der Präsenz sprechender Subjekte zeugt" („la matrice qui produit l'ensemble des marques textuelles attestant la présence de sujets parlants.", 1989: 11, alle Übersetzungen von JA)[15]. Die spezifische Konstitution des humanistischen Diskurs-

[15] Cossutta führt weiter aus, „dass *die Einheit des philosophischen Texts*, seine interne Kohärenz und seine Möglichkeit, sich durch die Differenzierung von einer äußeren ‚Welt' [...] zu konstituieren, *die Präsenz einer textuellen Funktion, die durch die Markierung eines enunziativen Subjekts zentriert ist, voraussetzt*",

raums, der die „Präsenz sprechender Subjekte" voraussetzt, kann somit auf die diskursive Operation mit deiktischen Verweisen zurückgeführt werden. So verweisen die enunziativen Markierungen in den symbolischen Produkten des Humanismus auf eine allgemein gültige, gleichsam „anthropologisch" gegebene Äußerungssituation, in die sich im Sinne einer „enunziativen Illusion" eine sinngebende, transzendentale Subjektivitätsinstanz projizieren lässt. Dies verleiht dem humanistischen Diskursraum seine eigentümliche Sinnordnung, in der alle Elemente ihren funktionalen Platz zu haben scheinen und alle Subjektpositionen sich nicht nur „hier und „jetzt", sondern „immer" und „überall" aneignen lassen.

## V. Die „Dezentrierung" des humanistischen Diskursraums am Beispiel von Derridas textualistischer Philosophie

Wenn der institutionelle Umbruch von einem „rigiden" auf ein „flexibles" Wissenschaftssystem im Feld im Laufe der siebziger Jahre das transzendentale Subjektivitätsverständnis des Humanismus in Frage stellt, dann stellt sich die Frage, warum sich gerade bestimmte symbolische Produkte aus Frankreich für die Artikulation dieses Wandels eignen. Im Folgenden gilt es, anhand von Jacques Derridas Dekonstruktionsphilosophie zu zeigen, auf welche Weise textualistische Theorieangebote die „enunziative Illusion" des Humanismus problematisieren.

Von verschiedener Seite ist behauptet worden, dass die formalistische Orientierung indigener Strömungen wie die des „New Criticism" oder von Northrop Fryes narrativer Archetypentheorie (1957) das textualistische Programm Jacques Derridas in vielerlei Hinsicht vorweggenommen habe[16]. Gleichwohl kann Derridas Dekonstruktion nicht als die Fortsetzung existierender humanistischer Theorietendenzen betrachtet werden, was nicht zuletzt an den emotionalen Reaktionen abgelesen werden kann, die von emphatischer Zustimmung bis zu strikter Verurteilung reichen[17]. Nicht nur für die so genannte „Yale School of Deconstruction", sondern für die intellektuelle Öffentlichkeit insgesamt erweist sich das post-humanistische Theorieprogramm Derridas in den siebziger und achtziger Jahren als ein wichtiges Diskursangebot.

Der Beginn der amerikanischen Rezeption Derridas kann auf den Oktober 1966 datiert werden, als auf einem Kolloquium der „Johns Hopkins University" einige der wichtigsten, in Frankreich als „Strukturalisten" bekannten Theoretiker (darunter Derrida, Barthes, Lacan, Todorov, Genette) einem großen amerikanischem Publikum vorgestellt werden (vergleiche den entsprechenden Konferenzband von Macksey und Donato 1970). Neben Jacques Derrida, der enge Verbindungen mit der „Yale University", später mit der „University of California, Irvine" unterhält, finden in dieser Zeit auch andere Theoretiker aus Frankreich hohe Aufmerksamkeit: Nicht nur Julia Kristeva und Michel Foucault, die zeitweise Gastprofessuren an der „Columbia University" bzw. der „University of California, Berkeley" ausüben, auch Theoretiker, die wie Roland Barthes, Jacques Lacan oder Gilles Deleuze keine dauerhaften Beziehungen mit amerikanischen Wissenschaftsinstitutionen eingehen, erleben bald einen großen Erfolg. Die breitere Rezeption dieser Theorien beginnt jedoch erst ab Mitte der siebziger Jahre, und zwar mit Jacques Derridas Impulsen für die Etablierung der so genannten „Yale School of Deconstruction", die sich um den Literaturkritiker Paul de Man bildet (Bloom et al. 1979; vergleiche die Diskussion bei Jameson 1972; 1979; Miller 1975) und in Zeitschriften wie „Diacritics" und „Glyph" ein offenes Gehör findet. Die allgemeine Rezeption von Foucault (vergleiche Said 1978, neuerdings auch) und die vieler anderer Theoretiker des französischen („Post"-)Strukturalismus beginnt wenig später.

Die Betrachtung von Derridas Husserl-Monographie *La Voix et le phénomène* – ein exemplarisches Werk seiner frühen Phase[18] – gibt Gelegenheit für die Frage, wie über den Gebrauch textualistischer Theorien „dezentrierte" Diskursräume möglich werden, die den Produzenten des Felds post-humanistische Subjektpositionen anbieten. Derrida nähert sich Husserls Philosophie, indem er bestimmte begriffliche Unterscheidungen in dessen Zeichentheorie einer systematischen Betrachtung unterwirft. Husserls *Ideen II* (1976) beginnt mit der Unterscheidung von (sinnhaftem) Ausdruck und (sinnleerem) Anzeichen. Für Husserl sind beide Zeichenfunktionen miteinander insofern verflochten, als

„que l'*unité du texte* philosophique, *sa cohérence* interne et sa possibilité de se constituer par différenciation avec un ‚monde' extérieur [...] *suppose la présence d'une fonction textuelle centrée sur le repère énonciatif sujet*" (Cossutta 1989: 15).

16 Während Lentricchia Fryes Pionierrolle für diesen Diskurs unterstreicht („poised crucially in 1957, looking at once backward to traditions in poetics of which it is the culmination, and forward to post modernist responses to those traditions", Lentricchia 1980: 26), sieht Said die amerikanische Rezeption Derridas in der Kontinuität indigener Formalismen, wie sich an seiner Polemik gegen Dekonstruktion als „New New Criticism" ablesen lässt (Said 1983: 140).

17 Die Emotionalität der Debatte lässt sich mit Bemerkungen wie denen Alters illustrieren, wonach „[t]he real impetus of Deconstruction in America is a rebellion against authority in the strictly delimited sense of academic institution and critical tradition." (Alter 1983: 30; weitere Beispiele für die Auseinandersetzungen der Zeit finden sich bei Anderson 1987; Ellis 1989; Graff 1980; Wellek 1982).

18 Zu Derridas früher dekonstruktiver Phase vergleiche Derrida (1967a; 1967b; 1967c; 1972a; 1972b; 1974). Ab Ende der siebziger Jahre ist eine gewisse Abwendung von Fragen der Ästhetik und Lektüre und eine Hinwendung zu Fragen von Politik und Ethik zu verzeichnen.

jeder Ausdruck einen indexikalen Aspekt und jedes Anzeichen einen expressiven Aspekt mitführt. Doch gleichzeitig betont Husserl, dass der Ausdruck kein „Zeichensein im Sinne der Anzeige" darstellt, denn der Ausdruck ist mit Sinn versehen und lässt sich, insofern er auf eine vorgängige Sinn- und Bedeutungsebene verweist, auch nicht als eine bloße Ausprägung des Anzeichens verstehen. Derrida schließt daraus, dass „– wenn möglich – eine phänomenologische Situation gefunden werden [muss], in welcher der Ausdruck nicht länger durch diese Verflechtung verwirrt und nicht länger mit dem Anzeichen verquickt ist" (Derrida 1979: 17)[19]. Nach Derrida dreht sich das ganze System phänomenologischer Unterscheidungen um die Definition des Zeichens als eines Ausdrucks für eine vorgängige Sinnebene. Es ist die Unterordnung des Zeichens unter eine vorgängige, externe Bedeutungsinstanz, die nach Derrida das Wesen des phänomenologischen Projekts ausmacht: „das Bedeuten vermag einzig dann die gesammelte Reinheit seiner *Ausdrücklichkeit* zu isolieren, wenn seine Beziehung zu seinem Außen suspendiert ist" (Derrida 1979: 74)[20]. Nach Husserl ist sich im lebendigen Bewusstsein das ursprünglich Gemeinte in einer „absoluten Nähe" selbst gegenwärtig und transparent: „das Bewusstsein ist die Selbstpräsenz des Lebensvollzugs, des Erlebens, der Erfahrung. [...] Die Sprache und ihre Repräsentation treten zu diesem einfachen und einfach nur sich selbst präsenten Bewusstsein lediglich hinzu. Sie treten in jedem Fall nur an ein Erlebnis heran, das seine eigene Präsenz still reflektiert" (Derrida 1979: 113)[21]. Die Unterscheidung von vorexpressivem Sinn, ursprünglicher Intentionalität, Bedeutungsidealität einerseits und anzeigender Form, sprachlichem Ausdruck, sinnleerer Materialität andererseits markiert, wie auch Husserl unterstreichen würde, keine willkürliche theoretische Entscheidung, sondern eine grundlegende Opposition, die das phänomenologische Gesamtprojekt konstitutiv organisiert.

Derrida zeigt nun, wie Husserl versucht, diesen transzendentalen Sinnbegriff zu stabilisieren. Zunächst weist Derrida auf die Bedeutung der „Stimme" bzw. von „lebendiger Rede" für den phänomenologischen Sinnbegriff hin: „*Was* die Bedeutung oder das Sagen-Wollen sagen will, bleibt demjenigen zu entscheiden vorbehalten, der derart spricht, dass

[19] „il faut donc retrouver, s'il en est, une situation phénoménologique en laquelle l'expression ne soit plus embarrassée dans cet enchevêtrement, ne soit plus entrelacée avec l'indice" (Derrida 1979: 22).

[20] „le vouloir-dire n'isolerait la pureté concentrée de son *ex-pressivité* qu'au moment où serait suspendu le rapport à un certain *dehors*." (Derrida 1979: 22).

[21] „la conscience est la présence à soi du vivre, de l'Erleben, de l'expérience. [...] Le langage et sa représentation viendraient s'ajouter à une conscience simple et simplement présente à soi, à un vécu, en tout cas, qui peut réfléchir en silence sa propre présence." (Derrida 1979: 30).



er einzig spricht, was er sprechen *will:* dem, der ausdrücklich, absichtlich und bewusst spricht" (Derrida 1979: 86)[22]. Dieses Sagen-Wollen misst sich an einem ursprünglichen Sinnzentrum, an der „Stimme" als „lebendiger Präsenz", die als ein Punkt vorgestellt werden kann, in der der philosophische Diskursraum seinen Ursprung findet: „die Temporalität besitzt [nach Husserl] ein unverrückbares Zentrum, ein Auge oder einen Lebensknoten, und dieser ist als die Punktualität des aktuellen Jetzt bestimmt" (Derrida 1979: 117)[23]. Husserls Phänomenologie evoziert damit ein transzendentales Sinnzentrum, von dem sich jeder „gemeinte Sinn" eines Ausdrucks ableitet. Dies ist nur möglich, weil Husserls Theorie den Ursprung von Sinn in der Idealität lebendiger Präsenz verankert. In diskurspragmatischer Perspektive kann „Präsenz" als ein deiktisch erzeugter Nullpunkt der Enunziation verstanden werden, was im übrigen auch Derrida nahe legt: „Die Wurzel dieser Ausdrücke ist, wie man bald gewahr wird, der Nullpunkt des subjektiven Ursprungs, das *Ich,* das *Hier* und das *Jetzt*" (Derrida 1979: 153)[24]. Der diskursive Raum des „Logozentrismus" definiert sich von diesem transzendentalen Fluchtpunkt aus, der die Welt als einen zentrierten Sinnkosmos ordnet. Und es ist der diskursive Effekt transzendentaler Subjektivität, dessen uneingestandene Aporien Derrida herausarbeitet. Indem Derrida Husserls transzendentale Sinntheorie herausstreicht, wird Husserl angesichts des posthumanistischen Wandels im amerikanischen Feld als (imaginärer) Vertreter des Humanismus markiert. Derridas post-humanistisches Diskursangebot besteht in der Dekonstruktion der „enunziativen Illusion" des „Logozentrismus", durch die eine ursprüngliche Sinn- oder Sprechinstanz hinter den Text projiziert wird. Diskurspragmatisch ausgedrückt bedeutet dies eine Dezentrierung des philosophischen Diskursraums und eine Enttranszendentalisierung humanistischer Subjektivität – ein Diskursangebot, das feldtheoretisch gesprochen hohe symbolische Profite in einer Situation verspricht, in der viele Produzenten auf der Suche nach post-humanistischen intellektuellen Orientierungen sind[25].

[22] „Ce qui 'veut dire', *ce que* le vouloir-dire veut dire, la *Bedeutung,* est réservé à ce qui parle et qui parle en tant qu'il dit ce qu'il *veut* dire: expressément, explicitement et consciemment." (Derrida 1979: 36).

[23] „La temporalité a un centre indéplaçable un œil ou un noyau vivant, et c'est la ponctualité du maintenant actuel." (Derrida 1979: 69).

[24] „La racine de toutes ces expressions, on le voit très vite, c'est le point-zéro de l'origine subjective, le je, le ici, le maintenant." (Derrida 1979: 105).

[25] In sprachwissenschaftlicher Terminologie könnte dieses Vorgehen als eine Umstellung von „discours" auf „histoire" (Benveniste 1966) bzw. von „enunziativen" Texten auf „enunzive Texte" beschrieben werden (nach Greimas / Courtès kommen letztere „ohne die Markierungen der Äußerung" aus, „dépourvu[s] des marques de l'énonciation", Greimas und Courtès 1993: 124).

Obgleich auf andere symbolisch erfolgreiche Theorieprojekte der Zeit in diesem Rahmen nicht eingegangen werden kann, ist die zentrale Stellung von Derridas dekonstruktivem Projekt für den textualistischen Diskurs der „humanities" zu unterstreichen. So lassen sich die diskursiven Merkmale nicht nur bei den amerikanischen Derrida-Epigonen (wie Paul de Man, Gayatri Spivak, Judith Butler und Homi Bhabha) nachweisen, sondern auch in der Vielzahl der „Cultural Studies"-Richtungen. Während der Hochzeit der „Yale School of Deconstruction" scheint der „Wert" von Derridas diskursivem Programm in der theoretischen Begründung dafür zu liegen, wie die kanonischen Werke der literarischen Tradition in den dezentrierten Diskursraum des Textualismus überschrieben werden können. Solange sich die „humanities" noch primär philologisch definieren, muss das literarische Kapital der Produzenten somit nicht entwertet werden. Derridas Theorieangebot scheint demnach als eine Art diskursiver Übersetzungsmaschine zu fungieren, die den geisteswissenschaflichen Diskursträgern hilft, sich als „post-humanistische" Subjekte des Diskurses zu positionieren und damit dem institutionellen Wandel des Felds Rechnung zu tragen, und zwar ohne auf das Studium von kanonischen Texten zu verzichten.

Doch während sich etwa die „Yale School of Deconstruction" noch klar über philologische Interessen definiert (man denke an die oft übersehenen Rolle der literarischen Romantik bei de Man, Waters 1988), zeugen die nachfolgenden Tendenzen der „Cultural Studies" von einer Umwälzung der Literaturwissenschaften, in deren Verlauf auch ihr klassisches Objekt, die Literatur und der „Text" im Sinne einer Tradition kanonischer Werke, verschwindet. Die Bedeutung Derridas scheint nun eher in der Bereitstellung der theoretischen Grundlagen für eine Reihe neuer Felder der „Cultural Studies" zu liegen, die sich um die Dekonstruktion bestimmter Binäroppositionen organisieren, wie etwa im Fall der „Queer Studies" bzw. des „Third Wave Feminism" (Dekonstruktion der Mann vs. Frau- und Sex-Gender-Opposition, vergleiche Butler 1990), der „Postcolonial Studies" (Dekonstruktion der Westen vs. Orient-Opposition, vergleiche Spivak 1988), des „(Post-)Marxismus" (Dekonstruktion der Basis-Überbau- bzw. der ideologisch vs. objektiv-Unterscheidung, vergleiche Laclau und Mouffe 1985; Ryan 1982) sowie der „Science Studies" (Dekonstruktion der Natur-Kultur-Opposition, Haraway 1991)[26]. Auch in der nach-literarischen Ära der „humanities", in

[26] Vergleiche in diesem Kontext auch den Streit über die Objektivität (natur-)wissenschaftlicher Erkenntnis, die Mitte der neunziger Jahre im Zuge der Sokal-Affäre geführt wird. Vertreter eines realistischen Erkenntnismodells wie der Physiker Alan Sokal greifen „postmoderne" Theoretiker wie Kristeva, Derrida und Deleuze an, denen sie Wert- und Erkenntnisbeliebigkeit vorwerfen (Sokal und Bricmont 1998).



der sich die hohen theoretischen Ansprüche der frühen achtziger Jahre in ständig neuen Forschungsmoden brechen und die theoretisch-konzeptuelle Arbeit zu einer eigenen relativ exklusiven Subdisziplin des Felds wird, behält der Theorieimport aus Frankreich seine hegemoniale Schlüsselfunktion, vermag doch dieser angesichts des anhaltend hohen Positionierungsdrucks, unter dem die Produzenten des Felds stehen, umfassende intellektuelle Orientierung zu geben (zur Geschichte der Rezeptionsgeschichte französischer Theorien vergleiche ausführlicher Angermüller 2000; 2001).

## VI. Konklusion: „(French) Theory" zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften

Dieser Beitrag unterstreicht die Bedeutung des institutionellen Kontexts für die post-humanistische Theoriekonjunktur um 1980. Es wird die These formuliert, dass die (relative) Ausweitung des Markts postgraduierter Produkte und Produzenten sowie die Flexibilisierung der (Re-)Produktionsregeln des Felds als wichtige Faktoren in der spezifischen diskursiven Signifikanz dieser Theorien im amerikanischen Kontext anzusehen sind. Der zu Grunde liegende Diskursansatz lenkt den Blick auf den Gebrauch von Texten. Texte sind demnach keine in sich geschlossenen Differenzstrukturen, deren Sinn unabhängig von ihrem Gebrauchskontext bestimmt werden kann. Wie die diskurspragmatische Analyse von Derridas „textualistischem" Projekt herausarbeiten sollte, indizieren Texte ihre Äußerungssituation und erzeugen dadurch spezifisch geordnete Diskursräume, in denen sich die symbolischen Produzenten positionieren können.

Wenn Texte erst in ihrer Verbindung mit spezifischen Kontexten diskursiv „vollständig" sind, werden die Grenzen theoriegeschichtlicher Zugriffe deutlich, die Texte als Ausdruck einer vermeintlich ursprünglichen Sinninstanz („Kultur", „Geschichte", „Subjekt") begreifen. So kann die Frage, wie Text und Kontext diskursiv verbunden werden, durch den Rückgriff auf *entweder* Text *oder* Kontext nicht beantwortet werden. Weder organisiert sich der Text um einen Bedeutungskern, der unabhängig von spezifischen Äußerungskontexten bestimmt werden kann, noch weist der Kontext vordiskursive Gesetzen oder soziale Objektivitäten auf, die sich im Text fortsetzen. Formalismus und Historismus können somit insofern als zwei Seiten ein und derselben Medaille verstanden werden, als sie beide die Kontingenz, die Spezifizität und die Singularität der Verbindung von Text und Kontext übergehen.

Die vorgestellte Diskurstheorie problematisiert nicht nur die „spontanen Ideologien" des Formalismus und Historismus (Althusser 1974). In-

dem sie auf den tatsächlichen historischen Gebrauch von Texten insistiert, werden auch die diskurstheoretischen Grenzen des „Yale School"-Textualismus deutlich. Zwar kann auch die Diskurstheorie als eines der Spin-Off-Produkte des „French Theory"-Phänomens betrachtet werden; an das abstrakt-reine Textverständnis des klassischen Poststrukturalismus schließt sie jedoch nicht an. Aber ist die Auseinandersetzung zwischen denen, für die „der Text kein Außen hat" („Il n'y a pas de hors-texte." Derrida 1967a: 227), und denen, die auf den gesellschaftlichen und historischen Dimensionen des Texts insistieren, heute noch aktuell? Wirken die poststrukturalistischen Textlektüren de Mans & Co. inzwischen nicht längst wie Zeugnisse einer vergangenen Epoche? Welchen Sinn macht ein dekonstruktives „close reading" von Texten in einer Wissenschaft, die sich schon lange nicht mehr philologisch, sondern kultur- oder medienwissenschaftlich definiert? Im Zuge der Etablierung der „Cultural Studies" rückt gerade das „Außen" von Texten in den Mittelpunkt des Interesses. So scheint die „Theory"-Diskussion im Laufe der neunziger Jahre in eine „post-textualistische" Phase eingetreten zu sein, in der die Frage nach der Einbettung kultureller und symbolischer Praktiken in historische Machtzusammenhänge aufgegriffen wird. Werden die Sozialwissenschaften dadurch wieder zu einer intellektuellen Leitdisziplin? Obgleich etwa die Bourdieu'sche Theorie symbolischer Produktion in den letzten Jahren in den amerikanischen „humanities" einige Aufmerksamkeit erfahren hat (wie etwa Toril Moi und John Guillory, vergleiche Modern Language Quarterly 2001), ist ein solches Szenario mit vielen Fragezeichen versehen, treten die (amerikanischen) Sozialwissenschaften in dieser Diskussion doch so gut wie nicht in Erscheinung (zu den Ausnahmen, die die Regel bestätigen, können Lash 1990 und Sennett 1998 gezählt werden). Es sind vielmehr die akademischen Stars der „Theory"-Bewegung selbst (wie z. B. Judith Butler, Terry Eagleton, Michael Hardt / Toni Negri, Fredric Jameson, Ernesto Laclau, Gayatri Spivak, Slavoj Žižek und nicht zuletzt der späte Derrida), von denen in den letzten Jahren immer wieder Impulse für die Fragen von Gesellschaft, Macht und Geschichte ausgehen. Die Entmystifizierung des Texts durch die Theorie scheint die Theorie somit selbst einzuholen und die textualistische Orientierung der „Yale School" einkassiert zu haben.

Dass die Sozialwissenschaften an dieser Rückkehr sozialwissenschaftlicher Fragestellungen in der breiteren intellektuellen Öffentlichkeit bisher kaum beteiligt sind, mag daran liegen, dass im post-textualistischen „Theory"-Diskurs gerade auch Grundannahmen der Sozialwissenschaften in Frage gestellt wurden. So scheint sich als ein Ergebnis dieser Debatte herauszukristallisieren, dass sich Gesellschaft nicht mehr als ein gegebenes und in sich geschlossenes „Außen" fassen lässt, dem das sprechende und handelnde Subjekt gegenübersteht. Die Vorstellung von Gesellschaft als einer objektiven, geschlossenen Struktur gilt hier als genauso problematisch wie ein Verständnis des mehr oder minder autonomen Subjekts, das sein Handeln und seinen Sinn ursprünglich kontrolliert. Laclau zieht es daher vor, statt von „Gesellschaft" vom „Sozialen" zu sprechen, dessen Struktur sich durch konstitutive Offenheit auszeichnet. Das Soziale ist keine geschlossene Totalität; es bezeichnet eine Struktur, die durch einen Mangel organisiert wird, der durch immer neue kontingente Diskursakte artikuliert werden muss. Eine solche kontingenztheoretische Rekonzeptualisierung des Sozialen eröffnet gerade für die Diskurstheorie neue Perspektiven. Die zukünftige Entwicklung wird zeigen, inwiefern sich die Protagonisten der „textualistischen" Konjunktur auch als Träger einer „post-textualistischen" Konjunktur eignen – einer Konjunktur freilich, in der die Texte der französischen Theoretiker mit wieder anderen institutionellen Kontexten verbunden werden und dadurch einmal mehr neue diskursive Signifikanz erhalten.



## Literatur

*Abrams,* M. H. (1997): „The Transformation of English Studies: 1930 – 1995." Daedalus. American Academic Culture in Transformation: Fifty Years, Four Disciplines 126: 105 – 132.

ADE Bulletin (1995): „Facts and Figures." ADE Bulletin 110: 52 – 54.

*Alter,* Robert (1983): „Deconstruction in America." The New Republic. April 25th.

*Althusser,* Louis (1974): Philosophie et philosophie spontanée des savants. Paris: Maspéro.

– (1993): Écrits sur la psychanalyse. Freud et Lacan. Paris: Stock / Imec.

*Anderson,* Phillip B. (1987): „An Ode to Deconstructionism." The Chronicle of Higher Education. October 14.

*Angermüller,* Johannes (2000): „Derrida, Phenomenology and Structuralism. Why American Critics Turned Deconstructionists." In: Klaus Martens (Hrsg.): Pioneering America. Mediators of European Culture and Thought. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 163 – 170.

– (2001): „Bourdieu versus Deconstruction: The Social (Con)Text of Irony and Reality." In: Julie Scanlon und Amy Waste (Hrsg.): Crossing Boundaries. Thinking through Literature. Sheffield: Sheffield Academic Press, S. 178 – 188.

– (2002): „Propheten" und „Humanisten". Sciences humaines-Konjunktur und intellektuelles Feld in Frankreich (1960 – 1980) in der struktural-pragmatischen Diskursanalyse. Paris, Magdeburg (unveröffentlichte Dissertation).

– (2004a): Institutionelle konkrete geisteswissenschaftliche Theorieproduktion: Frankreich und USA im Vergleich. In: Markus Arnold und Gert Dressel (Hrsg.): Wissenschaftskulturen, Experimentalkulturen, Gelehrtenkulturen. Wien: Turia und Kant, S. 69 – 85.

– (2004 b): „Discours et champs intellectuels: l'antagonisme entre ‚humanistes' et ‚prophètes' et le discours des sciences humaines dans les années 60 et 70." In: Ruth Amossy und Dominique Maingueneau (Hrsg.): L'analyse du discours dans les études littéraires. Actes du colloque de Cerisy. Toulouse: Presses Universitaires du Mirail, S. 83–92.

*Aron,* Jean-Paul (1984): Les Modernes. Paris: Folio.

*Aronowitz,* Stanley (1994): The Jobless Future: Sci-Tech and the Dogma of Work. Minneapolis: University of Minnesota Press.

*Bender,* Thomas (1997): „Politics, Intellect, and the American University, 1945–1995." Daedalus. American Academic Culture in Transformation: Fifty Years, Four Disciplines 126: 1–38.

*Benveniste,* Émile (1966): Problèmes de linguistique générale, 1. Paris: Gallimard.

– (1974): Problèmes de linguistique générale, 2. Paris: Gallimard.

*Berman,* Edward H. (1998): „The Entrepreneurial University. Macro and Micro Perspectives From the United States." In: Jan Currie und Janice Newson (Hrsg.): Universities and Globalization. Critical Perspectives. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage, S. 213–233.

*Berrendonner,* Alain (1981): Eléments de pragmatique linguistique. Paris: Minuit.

*Bérubé,* Michael (1995): „Standard Deviation: Skyrocketing Job Requirements Inflame Political Tensions." Academe 8: 26–29.

– (1998): The employment of English. Theory, Jobs, and the Future of Literary Studies. New York, London: New York University Press.

*Bloom,* Harold / *de Man,* Paul / *Derrida,* Jacques / *Hartman,* Geoffrey H. / *Miller,* Hillis (Hrsg.) (1979): Deconstruction and Criticism. London: Routledge, Kegan Paul.

*Bourdieu,* Pierre (1984): Homo Academicus. Paris: Minuit.

– (1992): Les Règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire. Paris: Le Seuil.

*Bühler,* Karl (1965): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart: Gustav Fischer.

*Butler,* Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. Routledge: London, New York.

*Cossutta,* Frédéric (1989): Éléments pour la lecture des textes philosophiques. Paris: Bordas.

*Cusset,* François (2003): French Theory. Foucault, Derrida, Deleuze & Cie et les mutations de la vie intellectuelle aux Etats-Unis. Paris: Editions de la Découverte.

*Derrida,* Jacques (1967a): De la grammatologie. Paris: Minuit.

– (1967b): L'écriture et la différence. Paris: Le Seuil.

– (1967c): La voix et le phénomène. Paris: Quadrige / PUF.

– (1972a): Marges de la philosophie. Paris: Minuit.

– (1972b): Positions. Paris: Minuit.



– (1974): Glas. Que reste-t-il du savoir absolu? Vol. I+II. Paris: Denoël.

– (1979): Die Stimme und das Phänomen. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Dosse,* François (1992): Histoire du structuralisme. Vol. I. Paris: La Découverte.

*Ducrot,* Oswald (1984): Le Dire et le dit. Paris: Minuit.

*Ellis,* John M. (1989): Against Deconstruction. Princeton: Princeton University Press.

*Flexner,* Abraham (1994): Universities. American, English, German. New Brunswick: Transaction.

*Foucault,* Michel (1969): L'Archéologie du savoir. Paris: Gallimard.

*Franklin,* Phyllis (2001): „October 2000 Employment Trends." MLA Newsletter 33: 4–7.

*Frye,* Northrop (1957): Anatomy of Criticism. Four Essays. Princeton: Princeton University Press.

*Graff,* Gerald (1980): „Deconstruction as Dogma." Georgia Review 34: 404–421.

*Graham,* Hugh Davis und Nancy Diamond (1997): The Rise of the American Research University. Baltimore, London: The Johns Hopkins University Press.

*Greimas,* Algirdas Julien / *Courtès,* Joseph (1993): Sémiotique. Dictionnaire raisonné de la théorie du langage. Paris: Hachette.

*Guillory,* John (1993): Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation. Chicago, London: The University of Chicago Press.

– (1996): „Preprofessionalism: What Graduate Students Want." ADE Bulletin 113: 4–8.

– (1999): „From High Theory to Low Theory: The Succession of Cultural Studies." Vortrag gehalten am 22 / 11 / 1999 in Erlangen.

*Gumport,* Patricia J. (1991): „The Research Imperative." In: William G. Tierney (Hrsg.): Culture and Ideology in Higher Education. New York, Westport, London: Praeger, S. 87–105.

*Habermas,* Jürgen (1993): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Haraway,* Donna J. (1991): „A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth-Century." Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature. New York: Routledge, S. 149–181.

*Hardt,* Michael / *Negri,* Antonio (2000): Empire. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.

*Huber,* Bettina J. (1992): „Today's Literature Classroom: Findings from the MLA's 1990 Survey of Upper-Division Courses." ADE Bulletin 101: 36–60.

*Husserl,* Edmund (1976): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Gesammelte Werke III / 1. Halbband. Den Haag: Martinus Nijhoff.

*Jakobson,* Roman (1995): On Language. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.

*Jameson,* Fredric (1972): The Prison-House of Language. A Critical Account of Structuralism and Russian Formalism. Princeton, NJ: Princeton University Press.

*Johnson,* Benjamin (Hrsg.) (2003): Steal this university: the rise of the corporate university and an academic labor movement. New York: Routledge.

*Kerbrat-Orecchioni,* Catherine (1980): L'Énonciation. De la subjectivité dans le langage. Paris: Armand Colin.

*Lacan,* Jacques (1978): Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse. Le séminaire, Livre II. Paris: Le Seuil.

*Laclau,* Ernesto (1990): New Reflections on the Revolution of Our Time. London, New York: Verso.

*Laclau,* Ernesto / *Mouffe,* Chantal (1985): Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics. London, New York: Verso.

*Lash,* Scott (1990): The Sociology of Postmodernism. London, New York: Routledge.

*Lentricchia,* Frank (1980): After the New Criticism. London: The Athlone Press.

*Lipset,* Seymour Martin (1993): „Sources of Political Correctness on American Campuses." In: Howard Dickmann (Hrsg.): The Imperiled Academy. New Brunswick, London: Transaction Publishers, S. 71–95.

*Lotringer,* Sylvère (2001): „Doing Theory." In: Sylvère Lotringer und Sande Cohen (Hrsg.): French Theory in Academia. London, New York: Routledge, S. 125–162.

*Macksey,* Richard / *Donato,* Eugenio (Hrsg.) (1970): The Languages of Criticism and the Sciences of Man. The Structuralist Controversy. Baltimore: Johns Hopkins University Press.

*Maingueneau,* Dominique (1993): Le contexte de l'œuvre littéraire. Énonciation, écrivain, société. Paris: Dunod.

– (1994): „Die „französische Schule" der Diskursanalyse." In: Konrad Ehlich (Hrsg.): Diskursanalyse in Europa. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, S. 187–195.

*Man,* Paul de (1979): Allegories of Reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust. New Haven: Yale University Press.

*Mathy,* Jean-Philippe (2000): French Resistance. The French-American Culture Wars. Minneapolis, London: Univeristy of Minnesota Press.

*Miller,* J. Hillis (1975): „Deconstructing the Deconstructers." Diacritics 5: 24–31.

Modern Language Quarterly (2001): „Special Issue: Pierre Bourdieu and Literary History." MLQ 58.

*Moran,* Joe (1998): „Cultural Studies and academic stardom." International Journal of Cultural Studies 1: 67–82.

*Mowitt,* John (1992): Text. The Genealogy of an Antidisciplinary Object. Durham, London: Duke University Press.

*Nelson,* Cary (1997): Manifesto of a Tenured Radical. New York, London: New York University Press.



*Newman,* Kathy M. (1996): „Poor, Hungry, and Desperate? Or Privileged, Histrionic, and Demanding? In Search of the True Meaning of ‚Ph.D.'." Social Text 49: 97–131.

*Pêcheux,* Michel (1975): Les Vérités de La Palice. Paris: Maspéro.

*Readings,* Bill (1996): The University in Ruins. Cambridge, MA, London: Harvard University Press.

*Récanati,* François (1979): La transparence et l'énonciation. Pour introduire à la pragmatique. Paris: Le Seuil.

*Rhoades,* Gary / *Slaughter,* Sheila (1997): „Academic Capitalism, Managed Professionals, and Supply-Side Higher Education." Social Text 51: 9–38.

*Robin,* Corey / *Stephens,* Michelle (1996): „Against the Grain. Organizing TAs at Yale." Social Text 49: 43–73.

*Ryan,* Michael (1982): Marxism and Deconstruction. A Critical Articulation. Baltimore, London: Johns Hopkins University Press.

*Said,* Edward (1978): Orientalism. London: Penguin.

– (1982): „Relections on American ‚Left' Literary Criticism." In: William V. Spanos, Paul A. Bové und Daniel O'Hara (Hrsg.): The Question of Textuality. Strategies of Reading in Contemporary American Criticism. Bloomington: Indiana University Press, S. 11–30.

*Said,* Edward W. (1983): „Opponents, Audiences, Constituencies and Community." In: Hal Foster (Hrsg.): The Anti-Aesthetic. Essays on Postmodern Culture. Port Townsend: Bay Press, S. 135–159.

*Sennett,* Richard (1998): The Corrosion of Character: The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. New York: Norton.

*Slaughter,* Sheila / *Leslie,* Larry L. (1997): Academic Capitalism. Politics, Policies, and the Entrepreneurial University. Baltimore, London: The Johns Hopkins University Press.

*Sokal,* Alan / *Bricmont,* Jean (1998): Intellectual Impostures. Postmodern Philosophers' Abuse of Science. London: Profile Books.

*Spivak,* Gayatri Chakravorty (1988): „Can the Subaltern Speak?" In: Cary Nelson und Lawrence Grossberg (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana: University of Illinois Press, S. 271–313.

*Starr,* Peter (1995): Logics of Failed Revolt. French Theory after May '68. Stanford, CA: Stanford University Press.

*Waters,* Lindsay (1988): „Paul de Man: Life and works." In: Paul de Man (Hrsg.): Critical Writings, 1953–1978. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. vii-lxxiv.

*Wellek,* René (1963): Concepts of Criticism. New Haven, London: Yale University Press.

– (1982): The Attack on Literature and Other Essays. Chapel Hill, NC: The UNC Press.

*Wiener,* Jon (1990): „Dealing With Deadwood. The Arizona Approach." Lingua Franca 1: 1, 14–17, 29.

– (1991): Professors, Politics and Pop. London, New York: Verso.

*Wilhelm,* John (1996): „A Short History of Unionization at Yale." Social Text 49: 13–20.

Žižek, Slavoj (1991): Looking Awry. An Introduction to Jacques Lacan through Popular Culture. Cambridge, MA, London: MIT Press.

## Zusammenfassung

**„French Theory". Die diskursive Artikulation institutionellen Wandels und symbolischer Produktion in einer internationalen Theoriekonjunktur**

In den letzten dreißig Jahren haben „poststrukturalistische" bzw. „textualistische" Theoretiker aus Frankreich wie Jacques Derrida, Jacques Lacan und Michel Foucault in der internationalen geisteswissenschaftlichen Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieser Beitrag fragt, inwiefern die amerikanische Rezeption dieser Theoretiker vor dem Hintergrund des Zusammenwirkens bestimmter institutioneller und symbolischer Aspekte begriffen werden kann. Es wird argumentiert, dass der Import dieser Theorien einen um 1980 stattfindenden institutionellen Umbruch von einem „rigiden" zu einem „flexiblen" Universitätssystem in den USA artikuliert. Indem diese Theorien den humanistischen Diskursraum „dezentrieren", werden diskursive Subjektpositionen im Feld möglich, die diesem institutionellen Wandel Rechnung tragen. Anhand einer exemplarischen Analyse von Jacques Derridas Dekonstruktionsphilosophie soll gezeigt werden, inwiefern sich die geisteswissenschaftlichen Produzenten über die Lektüre und Aneignung von theoretischen Texten in einem akademischen Diskursraum positionieren, in dem sie bestimmte Subjektpositionen besetzen – etwa als „humanistischer Gelehrter" oder als „Avantgarde-TheoretikerIn". Mit Hilfe eines diskurstheoretischen Ansatzes aus der linguistischen Pragmatik, der von dem Problem der Äußerung und Deixis ausgeht, sollen die diskursiven Programme beschrieben werden, die die Verbindung von institutionellen Strukturen und Texten organisieren.

## Summary

**„French Theory". The discursive articulation of institutional change and symbolic production in an international theory conjuncture**

For the last 30 years, ‚poststructuralist' or ‚textualist' theorists from France like Jacques Derrida, Jacques Lacan and Michel Foucault have enjoyed considerable attention in the international discourse of the humanities. This paper suggests that their reception in the American humanities be seen against the background of the articulation of certain institutional and symbolic aspects. It is argued that the import of these theories articulates the institutional change of a ‚rigid' to a ‚flexible' academic system around 1980. Thus, by ‚decentering' the humanist discursive space, these theories produce discursive subject-positions in the field which take account of the institutional changes. An analysis of Jacques Derrida's philosophy of deconstruction will illustrate how producers of the humanities find and stabilize their academic subject positions (such as ‚humanist scholar' or ‚vanguard theorist') by reading and appropriating these theoretical texts. A discursive approach from pragmatic linguistics focusing on the problem of enunciation and deixis will help to describe the discursive programs that organize the use of texts in certain institutional contexts.